

Zeitschrift: Schatzkästlein : Pestalozzi-Kalender
Herausgeber: Pro Juventute
Band: - (1915)

Artikel: Schweizerische Literatur-Geschichte
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-989124>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizerische Literatur-Geschichte.



Niklaus Manuel

Das älteste bedeutende Werk der schweizerischen Literatur ist in lateinischer Sprache geschrieben. Es ist das *Waltharilied*, und der Klosterschüler **Ekkehard** in St. Gallen hat es nach dem Jahre 900 im Auftrag eines Lehrers nach dem Muster des lateinischen Dichters **Virgil** niedergeschrieben. In den nächsten Jahren war die Mitarbeit der Schweiz an der deutschen Literatur nicht gerade gross. Erst unter den Minnesängern sangen in der Ostschweiz zwei bekannte Männer: der Thurgauer **Berthold Steinmar** und sein Schüler **Johannes Hadlaub** aus Zürich. Der Thurgauer war ein derber, fester Geselle, der seine Freude am Trinken und Springen hatte; der Zürcher ein stiller, fast scheuer Mensch. Von ihm sind uns eine grosse Zahl Liebesgedichte erhalten; die Bescheidenheit des Dichters hat später den grössten Schweizerdichter, **Gottfried Keller**, gereizt, sein Leben zu erzählen. Ein anderer Ostschweizer, **Heinrich Wittenweller**, hat zum erstenmal eine lustige Bauerngeschichte „*Der Ring*“, geschrieben, und im Lande, wo man später im Bauernroman die Bauern als Vorbilder für tüchtige Menschen pries, wurden sie in diesem Werke unbarmherzig verlacht. Erst im XIV. Jahrhundert, zur Zeit der Reformation, rührten sich auch die Berner. Der Berner Dominikaner **Ulrich Boner** schrieb schon um 1350 eine Fabelsammlung „*Der Edelstein*“, das erste gedruckte deutsche Buch. **Niklaus Manuel** heisst der Mann, der Dichter, Maler, Staatsmann und Krieger, alles in einer Person und alles gleich vortrefflich war. Er machte als junger Fant die blutige und unglückliche Schlacht bei Biccocca (1522) in französischen Diensten mit; voll Zorn im Herzen hörte er dabei von dem Spottlied, das die siegreichen deutschen Landsknechte über die gepantschten Schweizer angestimmt hatten; da gab er ihnen in seinem trotzigen „*Biccocalied*“ eine rässe Antwort, die ihnen zu beissen genug gab. Dann nahmen ihn die Kämpfe um die Reformation ganz in Anspruch; er schrieb seine „*Fastnachts-*



Aegidius Tschudi

spiele“, um die Reformation zu fördern; aber er warnte immer vor zu raschen und unüberlegten Schritten. Zwinglis Hasten war ihm nicht lieb. Er war Landvogt in Erlach, ein lebensfroher Mann, der sich an guten Spässen herzlich freuen konnte. Er starb, nachdem er noch den Aufstand der Oberländer rasch und für diese Zeit mit grosser Milde niedergeworfen hatte, als kräftiger Mann. Seine besten Bilder hängen im Museum zu Basel.

Schon früh hatte man in der Schweiz eine Volksdichtung. Besonders gut stand es um das *historische Volkslied*, das Vorkommnisse aus der Geschichte dieser Zeit recht eigenartig erzählte. Den Bund zwischen Bern und Freiburg erzählt das älteste deutsche, historische Volkslied, das wir überhaupt kennen. Die Sempacherschlacht hat der Luzerner **Halbsuter** besungen, in einem schönen mutigen Liede; er singt von Winkelried: he, er hatt eins löwen muot, sin manlich dapfer sterben was den vier waldstetten guot! **Veit Weber** hat zu den Burgunderkriegen seine Lieder gesungen, und das ganze Schweizerland sang die Verse vom Untergang des kühnen Karl mit. Zur Zeit der Reformation hat dann der katholische Glarner **Aegidius Tschudi** unser Heldengedicht von *Wilhelm Tell* so meisterhaft, so grossartig erzählt, dass Schiller mehr als 200 Jahre später die Erzählung des Schweizers oft fast wortgetreu in seinem gewaltigen Schauspiel „*Wilhelm Tell*“ brauchen konnte.

Dann dauerte es lange, lange Zeit, bevor wieder etwas Tüchtiges aus unserm Lande hervorwuchs. Wieder waren es Berner und Zürcher, die vorausgingen.

Albrecht von Haller, am 1. Oktober 1708 in Bern geboren, verlor früh die Mutter, wuchs dann in einem Bauerngute in der Nähe Berns auf und ging als 14 jähriger Bursche nach Biel zu einem Arzt in die Lehre. Der Knabe war erstaunlich früh reif, ein scharfer stiller Denker, von eisernem Fleiss beseelt. Die Arbeit in Biel befriedigte ihn nicht; er ging als Kind noch an die Hochschulen nach Tübingen, Leyden, Paris und London.



Albrecht von Haller

Noch nicht zwanzigjährig, hatte er schon das Doktorexamen bestanden. Botanische Reisen führten ihn in die Alpen; er wurde als Professor nach Göttingen berufen; er war ein gewaltiger Arbeiter, unermüdlich, der grösste Mann Göttingens, und als er wieder in sein Land zurückkehrte, der berühmteste Schweizer. Später war er Direktor der bernischen Salzbergwerke zu Bex; hier hat er seine ungeheure wissenschaftliche Tätigkeit fortgesetzt. Er ist 1777 als hochberühmter Mann gestorben. Von seinen Werken ist uns nur sein grosses Lehrgedicht „*Die Alpen*“, (1729) lebendig geblieben; hier hat er die Schönheit der Berge begeistert besungen und den verdorbenen Bernern seiner Zeit die Einfachheit und sittliche Reinheit der Alpenbewohner gepriesen.

Für Hallers Bedeutung haben die Zürcher eifrig gekämpft. Dort hatte sich, von dem rührigen, geschäftstüchtigen **Johann Jakob Bodmer** (1698—1783) und dem kunstsinnigen **Johann Jakob Breitinger** (1701—1776) angeregt und geführt, ein kleiner Kreis kunstliebender Männer gesammelt, der bald in der ersten deutschen literarischen Wochenschrift, „*Discourse der Mahlern*“ genannt, eine eigene Zeitschrift, und in dem Werk der Dioskuren, „*Kritische Dichtkunst*“, ein eigenes Gesetzbuch fand. Sie verteidigten Hallers Dichtung und die des jungen Deutschen **Klopstock** gegen die verständnislosen Angriffe des Leipziger Professors **Gottsched**, indem sie der freien Phantasie mehr Recht einräumten, als die Leipziger. Bodmer war ein Mann von ungemein lebendigem Geist, er versuchte tausend Dinge und führte einige glücklich durch; er war aber selbst kein Dichter, obschon er sich für einen bedeutenden hielt. Mit Klopstock hat er sich später überworfen, und die heraufziehende grosse Zeit der deutschen Literatur, die **Goethe** und **Schiller** erzeugte, vermochte er nicht



Jakob Breitinger



Jakob Bodmer

Professors **Gottsched**, indem sie der freien Phantasie mehr Recht einräumten, als die Leipziger. Bodmer war ein Mann von ungemein lebendigem Geist, er versuchte tausend Dinge und führte einige glücklich durch; er war aber selbst kein Dichter, obschon er sich für einen bedeutenden hielt. Mit Klopstock hat er sich später überworfen, und die heraufziehende grosse Zeit der deutschen Literatur, die **Goethe** und **Schiller** erzeugte, vermochte er nicht

mehr zu verstehen. Er hat viele, viele Bände geschrieben; verdienstlich sind seine Hinweise auf das damals unbekannte „*Nibelungenlied*“, auf **Homers** Werke, auf den grossen Italiener **Dante**, auf **Ulrich Boner**. Aber er wurde nie beim Volke beliebt. Ein anderer Zürcher, **Salomon Gessner**, (1730 — 1788), der sich für keinen Dichter hielt, hat einige Dichtungen geschrieben, die damals von Jung und Alt verschlungen wurden. Zu seinen „*Idyllen*“, anmutigen, kleinen Hirtengeschichten, hat er selbst Bilder gezeichnet; er verstand es, lieblich und reizend zu illustrieren. Als er später als zürcherischer Forstmeister starb, da trauerte die halbe Welt um ihn.



Salomon Gessner

Der seltsamste, merkwürdigste Zürcher dieser Zeit war aber **Johann Kaspar Lavater** (1741—1801). Er war von tiefstem Gottesglauben erfüllt, dafür oft so schwärmerisch begeistert, dass Schwindler den gutherzigen Mann mit salbungsvollen Reden betrügen konnten. Daneben hatte er ein



J. K. Lavater

merkwürdiges Geschick, aus den Gesichtszügen, der Handschrift und andern Merkmalen den Charakter eines Menschen zu erkennen. In seinem Werke „*Physiognomische Fragmente*“ suchte er fast ein Lehrbuch zu geben, wie man den Charakter jedes Menschen so bestimmen könne. Es gab kaum einen grossen Dichter, der mit diesem guten Menschen nicht bekannt und vertraut gewesen wäre. Goethe verehrte ihn. Das Volk hat ihn geschätzt, weil er in den „*Schweizerliedern*“ lebhafte und vater-

ländische Töne anstimmte. Seine Vaterlands- und seine Menschenliebe haben dem Pfarrer Lavater das Leben gekostet; 1799 wurde er durch eine Kugel verwundet, als er in der Schlacht bei Zürich Verwundete pflegte. Zwei Jahre später starb er an den Folgen dieser Wunde.

Ein Menschenfreund wie Lavater war auch **Heinrich Pestalozzi** (1746—1827), der grosse Erzieher. Er hat nie ein Dichter oder ein Künstler sein wollen, so wenig wie später Jeremias Gotthelf. Er war felsenfest überzeugt, dass er recht hatte mit seinen Ansichten; er opferte alles, auch das Letzte, um seine erzieherischen Absichten durchzusetzen; immer wieder

hat er angefangen; die Armenschule brach 1780 zusammen; aus Stans vertrieben ihn der Unverstand und der Krieg; eine Schule in Burgdorf musste er aufheben; die Erziehungsanstalt in Yverdon ging 1825 wieder ein. Da errichtete er noch einmal auf dem Neuhof am Fusse der Habsburg ein Erziehungsheim. Er hat sich nie verloren gegeben. Als seine Armenschule 1780 aufgelöst wurde, griff der tapfere Pestalozzi zur Feder. Er konnte kaum drei Worte hintereinander fehlerlos schreiben, gleichwohl schrieb er zwei der schönsten Volksbücher, „*Lienhard und Gertrud*“ und „*Wie Gertrud ihre Kinder lehrt*“. Hier zeigte er, dass er das Volk kannte, obgleich man ihm immer sein unpraktisches Wesen, seine Weltunkenntnis vorgeworfen hatte. Keiner hat wie er so fest daran geglaubt, dass auch im Ärmsten und Elendesten etwas Gutes wohne; das hat er sich nie ausreden lassen, und wenn er immer und immer wieder betrogen wurde. Heute danken das dem seltenen, edlen Manne gerade die Ärmsten. Für sie, für seine Schützlinge, hat man auf Pestalozzis Neuhof nun wieder eine Erziehungsanstalt errichtet.



H. Pestalozzi

Erzieher wie Pestalozzi, in vielen Dingen mit ihm wetteifernd, aber weltgewandter und praktischer war **Heinrich Zschokke** (1771—1848). Ursprünglich ein Magdeburger, kam



Heinrich Zschokke

er nach vielen Wanderungen nach Graubünden, übernahm hier das Erziehungsinstitut Reichenau bei Chur und brachte es tüchtig in die Höhe. In der Zeit des Übergangs und der Helvetik nahm er als helvetischer Staatsmann tätig Anteil, wurde in die Regierung gewählt und gründete nun eine Zeitung, den „*Aufrichtigen Schweizerboten*“. In der Restaurationszeit war er verdächtig; in den Revolutionsjahren von 1830—1833 kam er wieder empor. Schon frühe war er als Schriftsteller tätig. In Deutschland er-

schien der berühmte „*Abällino*“, später schrieb er Novellen und Erzählungen, die erzieherisch wirken sollten. „*Die Branntweinpest*“, „*Der Abend vor der Hochzeit*“, „*Abenteuer einer Neujahrnacht*“. Als Gegenstück zu Pestalozzis „*Lien-*



nard und Gertrud“ war das „*Goldmacherdorf*“ gedacht. Seine religiösen Anschauungen sprach er aus in den „*Stunden der Andacht*“.

Aus dem Graubündnerland ging damals **Johann Gaudenz v. Salis-Seewis** (1762—1834) hervor. Er war Offizier in der Schweizergarde zu Paris und diente kurze Zeit noch der französischen Republik. Dann kehrte er in die Heimat zurück, um sie später noch einmal zu verlassen und die Kriege von 1799

J. G. v. Salis-Seewis als helvetischer Generalstabschef mitzumachen. Seine Lieder klingen wehmütig und traurig; das Heimweh zwang ihn zu kleinen Gedichten, wie das „*Lied eines Landsmanns in der Fremde*“ (Traute Heimat meiner Lieben) und „*Der Herbstabend*“. Er hat später seinem Heimatkanton als hoher Beamter noch gute Dienste erwiesen.

Wie Pestalozzi und Zschokke war auch der viel jüngere **Jeremias Gotthelf** (1797—1854) ein Volkserzieher. Aber er ist aus ganz anderem Holz geschnitzt als der stille Pestalozzi. Er war Pfarrer in Lützelflüh, nachdem er vorher Vikar in Herzogenbuchsee und Bern gewesen war. Da lernte er die Bauern kennen. Er achtete sie, liebte sie mehr als er je einen Städter geliebt hat, aber er sah auch ihre Fehler. Er sah, wie sie hartherzig und geizig sein konnten, ungerecht gegen die Armen. Aus Zorn darüber schrieb er sein erstes Buch „*Der Bauernspiegel*“ oder „*Die Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf*“, von ihm selbst erzählt. Der Name Jeremias Gotthelf war erfunden, er sollte den Jammer des armen Bauernknaben, von dem die Geschichte erzählt, ausdrücken. Nun behielt **Albert Bitzli**, so hiess der Pfarrer und Dichter eigentlich, den Namen bei und nannte sich stets nur noch Jeremias Gotthelf. Er war ziemlich alt geworden, bevor er sein erstes Buch schrieb; aber als er einmal angefangen hatte, da schrieb Gotthelf weiter, denn überall gab es etwas zu helfen, etwas besser zu machen. Die Schule war damals verachtet; da wehrte sich Gotthelf voll heiligen Zornes für die Schule und die Lehrer in den „*Leiden und Freuden eines Schulmeisters*“. Der Armen und Verlassenen nahm sich



J. Gotthelf

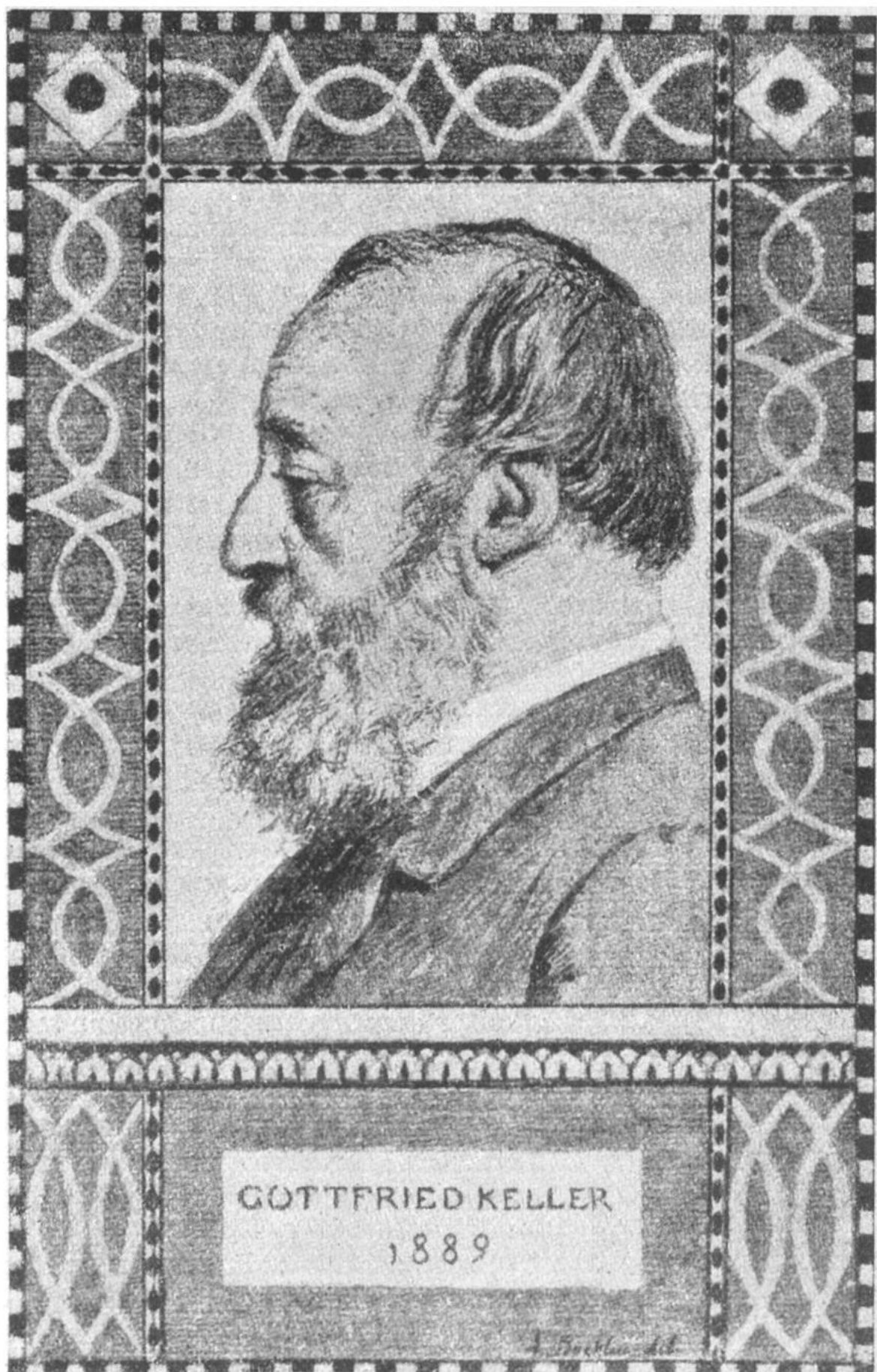
niemand an. Gotthelf suchte in der „*Armennot*“ den harten Sinn seiner Volksgenossen zu erweichen. Den Lebensgang eines braven, rechtschaffenen Knechtes erzählte er in der Geschichte „*Uli der Knecht*“ und die weitem Schicksale in „*Uli der Pächter*“. Gegen den Aberglauben und die Kurpfuscherei schrieb er in „*Anne Bäbi Jowäger*“ ein kräftiges Sprüchlein; das Schicksal der Säufer erzählte er in „*Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkamen*“ und in „*Dursli der Branntweinsäufer*“; für die armen Wasserbeschädigten warb er um Mitleid und Hilfe in der „*Wassernot im Emmental*“. Wie gut kannte er die Geschichte unseres Vaterlandes! Für die Jugend wusste er zu erzählen vom „*Knaben des Tell*“ und vom halb lustigen und halb ernstesten Leben des „*Kurt von Koppigen*“. Sein schönstes Werk aber bleibt die kleine Novelle „*Elsi, die seltsame Magd*“, die das Sterben der schlichten Magd Elsi schildert. Gottfried Keller hat ihn hier den grössten Erzähler seiner Zeit genannt. Aber Gotthelf besserte an seinen Bauern zuviel herum, er stellte ihnen Bauern vor Augen, die gar nicht erfreulich waren, und das wurmte sie. Der Regierung war der ehrliche und unerschrockene Pfarrer gar nicht lieb, denn er hielt mit seiner Meinung nicht hinter dem Berg und griff sie oftmals heftig an. Da hat er denn wohl auch des Guten zuviel getan und sich mehr geschadet als genützt. Aber er ist trotz allem eine erfreuliche Persönlichkeit mit seinem geraden, festen Mut.



A. E. Fröhlich

Ein Freund Gotthelfs und ein Gesinnungsgenosse war der Aargauer **Abraham Emanuel Fröhlich** (1795—1865). Er ist besonders als Fabeldichter hervorgetreten; aus seiner spätem, streng-konservativen Zeit stammen seine „*Trostlieder*“ und die „*Geistlichen Lieder*“. Seine andern Schriften „*Schweizerlieder*“, vor allem aus seine politischen Streitschriften, sind heute vergessen.

Jeremias Gotthelf war in Deutschland rasch berühmt und rasch vergessen. **Gottfried Keller** war schon ein Fünfzigjähriger, Deutschland wusste noch nichts von ihm. Heute gilt er als der grösste Schriftsteller des Zeitalters nach Goethe. Er ist in Zürich am 19. Juli 1819 geboren, als Sohn des Drechslermeisters Hans Rudolf Keller. Der Vater,



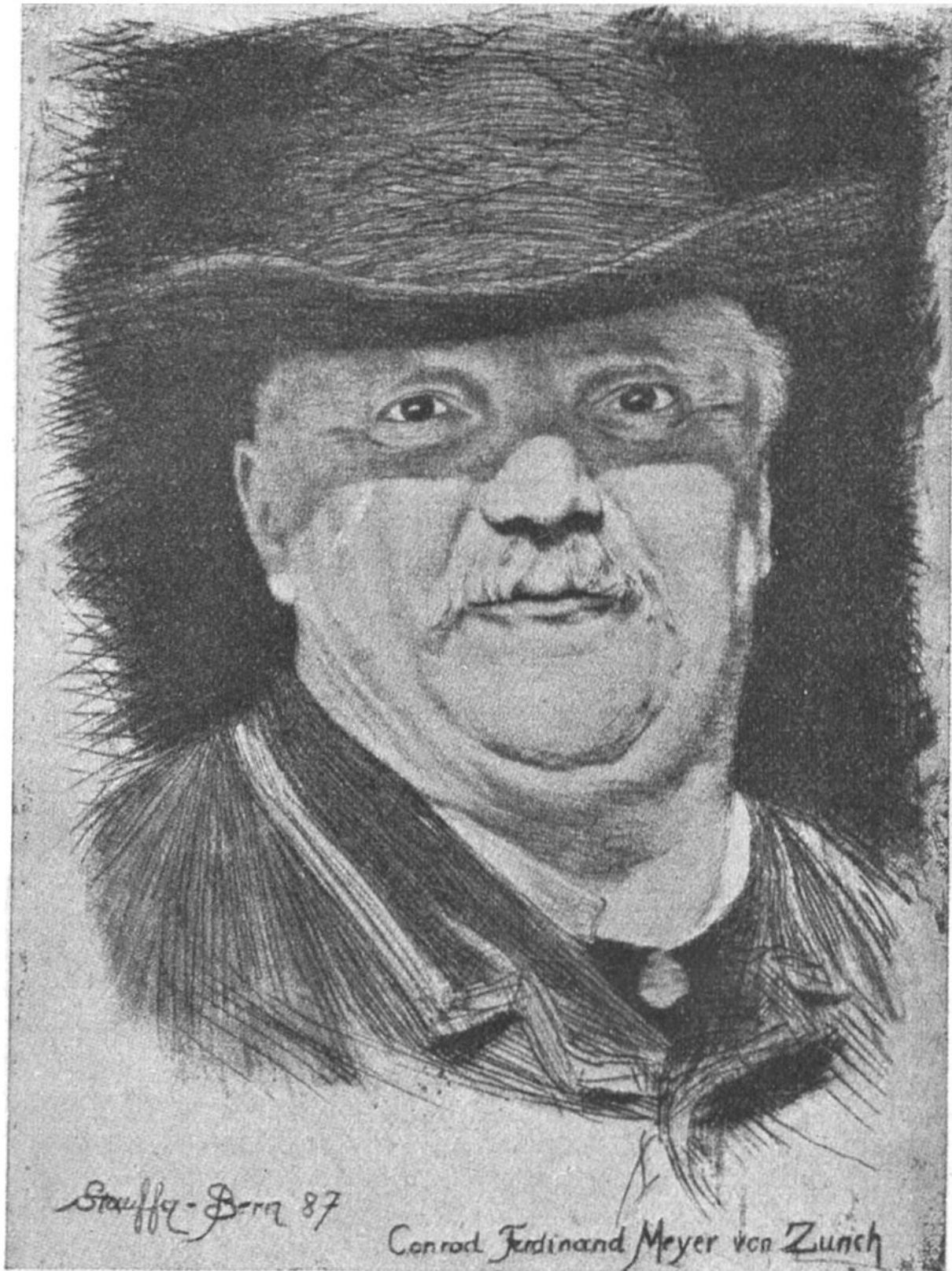
Verlag der Photographischen Union, München.

Arnold Böcklin: Gottfried Keller.

ein unternehmender, warmherziger Mann, starb als der Knabe 5 Jahre alt war. Der Knabe kam in die Armenschule, später in die Industrieschule. Der Unverstand der Lehrer schloss den begabten Jungen eines unbedachten Streiches wegen aus der Schule aus. Er wollte nun Maler werden, aber zwei Lehrmeister taugten nichts; da wanderte er nach München, geriet hier in bittere Not (er musste sogar Fahnenstangen anstreichen) und kam dann arm wie eine Kirchenmaus heim. In Zürich gab er 1846 seine „*Gedichte*“ heraus; nun trieb es ihn wieder in die Ferne. Sieben Jahre blieb er in Heidelberg und in Berlin. Hier vollendete er, vom Buchhändler unaufhörlich dazu getrieben, sein grösstes Werk „*Der grüne Heinrich*“ (1855). Schon ein Jahr später erschien die Novellensammlung „*Die Leute von Seldwyla*“. Keller war der bedeutendste Dichter seiner Zeit, aber niemand kannte ihn. Durch Verwendung seiner Freunde wurde Keller zum Staatsschreiber von Zürich gewählt. Zehn Jahre lang blieb er es und amtete mit seltener Gewissenhaftigkeit. In dieser Zeit erschienen die „*Sieben Legenden*“ und der zweite Teil der „*Leute von Seldwyla*“; später, als er nicht mehr Staatsschreiber war, folgten „*Die Zürcher Novellen*“, in denen er von Hadlaub und dem seltsamen Kauz Salomon Landolt erzählt, ebenso von der fröhlichen Schützenfestfahrt der sieben Aufrechten, dann das „*Sinngedicht*“ und als guter Abschluss der Roman „*Martin Salander*“. Den „*Grünen Heinrich*“ hatte er schon früher umgearbeitet. Gottfried Keller starb, einsam, vom ganzen Schweizerlande verehrt und betrauert, am 15. Juli 1890.

Heute ist er kein Unbekannter mehr. Es wird nicht manchen Schweizer geben, der „O, mein Heimatland“ nicht kennt, die „*Stille Nacht*“, „*Augen, meine lieben Fensterlein*“. Aber man muss das lesen, darüber kann man nicht reden.

Keller ist in Zürich geboren, ebenso **Conrad Ferdinand Meyer** (1825—1898). Von Haus aus begütert, konnte der Knabe, der still und zurückgezogen lebte, weil er seinen Vater früh verlor, sich nur schwer zu einem Berufe entschliessen. Reisen nach Paris und in die französische Schweiz halfen da nicht viel; ganz spät wurde er zum Dichter. Eine kleine Balladen-Sammlung wurde nicht beachtet, erst die Dichtung „*Huttens letzte Tage*“ brachte dem Fünfundvierzigjährigen den Erfolg. Doch nun holte er das Verspätete nach. Auf die Versdichtung „*Engelberg*“ folgte die kleine Novelle „*Das Amulet*“ und der grosse Roman „*Jürg Jenatsch*“. Er fühlte



Karl Stauffer-Bern: Conrad Ferdinand Meyer.
Mit Erlaubnis des Verlages Amsler & Ruthardt, Berlin.

sich besonders zum historischen Roman gezogen. Er hatte sich mit dem unglücklichen, tapfern Ritter Ulrich von Hutten, der auf der Ufenau gestorben war, beschäftigt. Das „*Amulet*“ führte in die Zeit der Bartholomäusnacht und der „*Jürg Jenatsch*“ stellte den wilden Befreier des Graubündnerlandes von französischer und spanischer Herrschaft dar. „*Der Schuss von der Kanzel*“ führte in das 17. Jahrhundert zurück. Im „*Heiligen*“ erzählt er die Kämpfe Heinrichs II. von England mit Thomas Becket, „*Gustav Adolfs Page*“ führte wieder in die Reformationszeit, so auch „*Die Versuchung des Pescara*“, und in eine verwandte Zeit „*Angela Borgia*“. In die Zeit Friedrichs II. von Hohenstaufen versetzen uns „*Die Richterin*“ und „*Die Hochzeit des Mönchs*“; hier erzählt der grosse Italiener Dante selbst die Geschichte. Geschichtlich sind nicht nur seine Erzählungen, auch in vielen seiner Gedichte leben vergangene Zeiten. „*Die Ketzerin*“, „*Die Füsse im Feuer*“, „*Die Rose von Newport*“, „*Das Münster*“, „*Der Daxelhofen*“, „*Der Rappe des Komturs*“, „*Alte Schweizer*“. Von der Schönheit der Heimat wusste er zu singen wie kaum ein anderer. Wie schön klingt das „*Requiem*“, „*Das weisse Spitzchen*“, „*Das Glöckchen*“,



J. Frey

„*Jetzt rede Du*“. Der Heimat hat der müde Wanderer in dem stolzbescheidenen „*Firnelicht*“ herzlich gedankt. Meyer ist, nachdem er in seinem Alter viel unter nervösen Krankheiten zu leiden hatte, 1898 gestorben.

Weniger glücklich als Meyer war der ungefähr gleichaltrige **Jakob Frey** (1824—1875), einer unserer besten Volkserzähler. Der freundliche Mann, ein Aargauer, hat seinem harten Leben doch eine Reihe Erzählungen abgerungen, die seine treffliche Erzählergabe beweisen. Die Schlichtheit der Sprache, die gesunde Ein-

fachheit seiner Personen haben neben seinem Humor seine Erzählungen belebt gemacht. Er beschäftigt sich in den kleinen Novellen „*General Masséna und die Freiämterdeputierten*“, „*Der Alpenwald*“, „*Das erfüllte Versprechen*“, und im Roman „*Die Waise von Holligen*“ vorzüglich mit der Vergangenheit unseres Heimatlandes.

Wie Frey haben auch zwei unserer bedeutendsten Lyriker wenig Glück im Leben gehabt. **Ferdinand Dranmor** (1823—1888), mit seinem rechten Namen **Ludwig Ferdinand Schmid**, war zuerst Kaufmann in Bern. Er liebte seinen Beruf nicht, ging aber doch nach dem Untergang des väterlichen Geschäfts nach Brasilien und wurde hier ein reicher Mann. Sein Vermögen hat er später wiederum verloren. Der zweimalige Zusammenbruch verbitterte ihn; aus seinen kunstvollen Gedichten klingt die unfrohe, bedrückte Stimmung des Meisters wieder. Der andere, **Heinrich Leuthold** (1827—1879), aus



Dranmor

Wetzikon im Kanton Zürich, studierte in Basel bei **Jakob Burekhardt**, kam später nach München und wurde dann Zeitungsschreiber. Sein Beruf widerte ihn an, er hatte stets mit bittern Nahrungssorgen zu kämpfen; schliesslich wurde er lungenkrank und hatte die furchtbaren Folgen einer Geisteskrankheit zu tragen. In München hatte sich **Geibel** seiner angenommen, aber er verstand den bedeutenderen Leuthold nicht; er „verbesserte“ dessen Gedichte so lange, bis ihre Schönheit vernichtet war. Als der Unglückliche 1879 im Burghölzli bei Zürich starb, da kannte die Welt nur die von Geibel geflickten Gedichte Leutholds. Die Gedichte hatte



H. Leuthold

nicht einmal Leuthold selbst sammeln können, andere besorgten es. Am besten gelang das bis heute **Jakob Bohnenblust**; er, selbst einer unserer wahrsten Lyriker, hat dem Verstorbenen den Liebesdienst getan, die Gedichte von allen Geibelschen Flickereien zu säubern.

Leutholds Lehrer, **Jakob Burekhardt** (1818—1897) studierte erst Theologie, Literaturgeschichte und Geschichte, wurde dann Professor der Kunstgeschichte und der Geschichte in Basel und hat hier sei e fruchtbare, ungemein anregende



J. Burckhardt

Lehrtätigkeit aufgenommen. Er hat sich besonders um das Verständnis der italienischen Kunst verdient gemacht. In rascher Folge sind erschienen: „*Der Cicerone, eine Anleitung zum Genusse der Kunstwerke Italiens*“, „*Die Kultur der Renaissance in Italien*“ und „*Geschichte der Renaissance in Italien*“. Kein Denkender sollte nach Italien reisen, ohne diese Werke studiert zu haben. „*Die Zeit Konstantins des Grossen*“ hat in ähnlich grossartiger Weise in die spätrömische Zeit eingeführt.

Ein begeisterter Kämpfer für die Grösse Kellers und Meyers, ein ernst-

hafter, gern gehörter Berater war **Josef Viktor Widmann**, der literarische Redakteur am „Bund“. Ursprünglich war der Basler (das heisst: er ist eigentlich am 20. Februar 1842 in Mähren geboren)

Theologiebeflossener, dann wurde er Lehrer in Bern; aber seine freie Meinungsäusserung bewirkte seine Absetzung. 31 Jahre lang war dann der feinsinnige Mann der aufmerksamste Förderer aller aufstrebenden Geister, indem er jedem, aber auch den allerverschiedensten, zum Rechte zu helfen suchte. Ihm verdanken Dichter, wie Carl Spitteler, Arnold Ott, Heinrich Federer das Be-



J. V. Widmann

kanntwerden in Deutschland. Dabei war er selbst ein Dichter, der bald liebenswürdig und still bescheiden, bald mit aller entschiedenen Manneskraft sprach. Den feinen Plauderer schätzen alle die, welche seine Reiseschilderungen „*Spaziergänge in den Alpen*“, „*Jenseits des Gotthards*“, „*Sommerwanderungen und Winterfahrten*“, „*Die schöne Welt*“ kennen. Hier hat er die Schönheit, die Eigenart so manches verlorenen Herrgottswinkels in begeisterten Worten gepriesen, und die Reisebilder predigten Heimatschutz lange bevor man wusste, was Heimatschutz überhaupt war. In ernsten Tönen erzählte er von den Schicksalen des indischen Königssohnes „*Buddha*“; das alte Bern lebte auf in der Erzählung „*Die Patrizierin*“. Ihn aber bewegte vor allem das Leid der Tiere, ihre stumme Qual. „*Die Maikäferkomödie*“ war der erste leidenschaftliche Ton; zu auftragender Höhe wuchs das Lied vom Leid der Tiere an in „*Der Heilige und die Tiere*“. Der Heilige ist Jesus selbst und in den vierzig Tagen, da der Gottessohn in der Wüste weilt, um vom Satan versucht zu werden, erlebt er das namenlose Leid der Tiere mit. Damit ist Widmanns Wirken noch nicht erschöpft gewesen. Widmann hat für die schweizerische Literatur zum ersten Male wieder das Theater gepflegt. Unsere Literatur ist ja arm an Dramatikern. Neben Widmann lebte **Arnold Ott** (1840—1910), der seine ganze dichterische Kraft für das Drama verwandte. Auch er ist spät, als Fünfzigjähriger, mit seinen Werken hervorgetreten. Auf ein Konradindrama, das leider nur die Hohenstaufenliteratur vermehrte, folgte eine „*Agnes Bernauer*“, die neben den ehernen Werken **Hebbels** und **Otto Ludwigs** nicht stand hielt. Später erschien „*Rosamunde*“. Sie ist freier gewachsen, stolzer, aber der Erstlingswurf eines Jüngern, **Wilhelm Ochsenbeins**, zeugt von ursprünglicherer dramatischer Kraft. Das Beste schuf er in „*Karl der Kühne und die Eidgenossen*“. Das Drama spricht eine harte männliche Sprache; schade, dass sie oft bis zur Übertreibung geht. **Widmann** hatte weniger dramatische Kraft und doch gelangen ihm auf dramatischem Gebiete Werke von edler Schönheit. „*Lysanders Mädchen*“



Arnold Ott

lebt in der Zeit des Unterganges Athens; es wird heute mit dem „*Greisen Paris*“ und der „*Muse des Aretin*“ mit vielem Erfolg gespielt. Weniger gelungen ist das Schauspiel „*Jenseits von Gut und Böse*“.

Unser Land ist zur Stunde nicht arm an Dichtern. Gottfried Keller nannte die Schweiz einmal einen Holzboden für Poeten; das war sicher auch lange Zeit richtig. Die Schweiz hat's auch keinem ihrer grossen Söhne leicht gemacht. **Carl Spitteler**, ein Dichter, tapfer und stolz, männlich und edel, hat lange Zeit als ein Unbekannter um sein kärglich Brot ringen müssen. Er ist am 24. April 1845 in Liestal geboren, war dann Lehrer, unter anderem Hauslehrer in Russland und Finnland, und lebt heute in Luzern. Seine Jugend war voll gewaltiger Pläne; aber die Not verhinderte ihn am Ausarbeiten. Er plante ein Epos „Herakles“, von dem er einmal sagte, dass er es als das Hauptwerk seines Lebens betrachte. Er hat den Herakles nie niedergeschrieben. Gleich ging es mit einem andern Epos „Johannes“ und mit „Atlantis“. In den Siebzigerjahren erschien dann ein Epos „*Prometheus und Epimetheus*“. Fast niemand lernte es kennen. Gottfried Keller aber fand es von vorn bis hinten voll der erlesensten Schönheiten; Joseph Viktor Widmann wehrte sich wie immer mit allen Kräften für seines Freundes Werk. Nutzlos. Die Welt horchte auf andere Dichter. Spitteler wollte nicht Mode werden, er sagte keinem eine Schmeichelei und dafür strafte ihn die Welt mit Vergessenheit. Trübe Zeiten kamen. Es entstanden ein kleines Gedichtbändlein „*Schmetterlinge*“ und zwei Prosabücher „*Gustav*“ und „*Die Mädchenfeinde*“. Vorausgegangen war „*Friedli der Kolderi*“. Als Todesahnungen über den Dichter kamen, da machte er seinem Zorn gegen die Welt in den „*Literarischen Gleichnissen*“ Luft. Alles Kleinliche hat in der Welt seinen Platz, das Grosse wird verachtet. Kärner und Weber haben in der Welt ihre Bestimmung, königliche Menschen wirft man zur Seite. Ein Gedicht ist darin enthalten „*Nur ein König*“. Für den edlen gefangenen König hat der Consul Clemens keine Arbeit, seine Sklaven können graben und schaufeln, der König kann es nicht; da gibt er gnädig den Befehl, den König zu töten. Spitteler war weit über 40 Jahre alt, als auch seine glückliche Zeit kam; 1895 erschienen die „*Balladen*“. Ein Buch, das jeder Schweizerjüngling kennen sollte. Wer diese „Balladen“ liest, den reisst ihr tapferer Sinn mit. Jünglinge und Mädchen, die jung sein wollen, und



Carl Spitteler

die froh sind ihre Kraft für das Edle einsetzen zu dürfen, können kein mutigeres Buch finden als Carl Spittelers „Balladen“. Ihr Jünglinge, die ihr für unser Land gezittert habt: Kennt ihr die Antworten der „Jodelnden Schildwachen“? Die folgenden Werke: „Conrad der Leutnant“, die Reise-schilderungen im „Gotthard“ hat Spitteler selbst nicht so hoch eingeschätzt. Aber es ist merkwürdig genug zugegangen. Er wollte der Klasse der sogenannten Naturalisten zeigen, dass er auch so etwas schreiben könne wie sie. Man hatte ihm immer vorgeworfen, dass er nicht imstande sei, eine

„naturalistische“ Erzählung zu schreiben. Daraufhin hat Spitteler „Conrad der Leutnant“ geschrieben und das Werk, das er nur so als Nebensache hingeworfen hatte, ist eine der besten naturalistischen Erzählungen überhaupt geworden. Die eigenartige Erzählung „*Imago*“ hat gerade unter den ernstesten Lesern viele Freunde gefunden. Denn man war unterdessen doch auf unsern Schweizer aufmerksam geworden. Der Sechzigjährige hat noch einen Gedichtband „*Glockenlieder*“ veröffentlicht. Er war darin so jung, trotz aller schlimmen Erfahrungen so hoffnungsfroh geblieben, wie ein Zwanzigjähriger. Und vor allem aus, während seine alten Widersacher bald genug ihr Nichtkönnen erwiesen hatten, war Spitteler immer ein strengerer Meister, ein gewaltigerer Schaffer geworden: Wer so herzlich lachen kann wie Spitteler, wird in Ewigkeit nimmer alt. Und erst vor kurzem hat der Meister in einem kleinen Bändchen „*Meine frühesten Erlebnisse*“ bewiesen, wie wunderbar treu sein Gedächtnis für die frühesten Kindheitserlebnisse ist, und wie vorzüglich er das schlichte Erzählen mit den einfachsten Worten versteht. — Das Werk aber, das Spittelers Namen neben die grössten der Weltliteratur stellt, ist erst spät erschienen. 1904 war die erste Ausgabe des „*Olympischen Frühlings*“ herausgekommen, aber 1910 erschien eine neue; hier war das Werk, an dem Spitteler jahrzehntelang gearbeitet hatte, noch einmal überarbeitet worden. Es gibt kein besseres Zeugnis für den Ernst, mit dem Spitteler seine Aufgabe aufgefasst hat. Wie Keller und Meyer ist er nie mit sich selbst zufrieden. Das vollendete Werk scheint ihm nie, so wie er es geplant hat; unermüdlich und unverdrossen arbeitet er an der bessern Abänderung. Es gibt auch selten einen so selbständigen Dichter. Die ganze Dichtkunst hatte gelehrt, dass man heute kein Helden-gedicht in Versen, kein Epos mehr schreiben könne, dass es keinen langweiligeren Vers gebe, als den sogenannten Alexandriner, den sechshebigen, jambischen Vers. Spitteler schrieb aber ein Epos, und er schrieb es gerade in Alexandrinern. Das Epos wuchs zu riesenhafter Höhe empor, trotz aller Prophezeiungen, der langweilige Vers wurde unter Spittelers Händen lebendig und kraftvoll. Es kommt auch hier auf den Könner an. Spittelers Kraft konnte der dummen Prophezeiungen lachen. Er erzählt, wie auf dem Olymp ein neues Göttergeschlecht einzieht. Das alte unter Kronos wird verstossen, die neuen Götter sollen auf dem Olymp um die Herrschaft, um das Königtum und um die

Göttergemahlin Hera kämpfen. Der edle Apollo erlangt den Sieg, aber der Weltenherrscher Ananke, dessen finstern Willen auch die Götter untertan sind, greift ein und lässt den grausamen, gewalttätigen Zeus Herrscher werden. Eine Zeit folgt, in der die Götter ihr neues Dasein durch Feste feiern können. Da wird von dem frechen Räuberleben des Boreas erzählt, von dem ungestümen Kraftstücklein des Ajax, den heldenhaften Streichen des gutmütigen Poseidon, aber auch von den Kämpfen des Hermes und der Pallas, des Apoll und der Artemis, vom Schicksal des Sehers Dionysos und von dem des Töpfers Hyphaist; Aphrodite erlebt ein böses Geschichtlein; damit ist der hohen Zeit Ende herangekommen. Zeus ruft seine Götter heim, denn nun beginnt die Arbeit. Zeus will seine Menschen prüfen und sendet daher einen Affen vom Olymp herunter, der die Gebärde des Zeus nachahmen und sich ganz als Zeus haben soll. Da beten die Menschen diesen Blödling an, Zeus aber, dessen königliche Gestalt ohne viel Wesens unter ihnen erscheint, werfen sie ins Gefängnis und steinigen ihn, als er ihnen die Affennatur des angebetenen Gottes entdeckt. Im Zorn will er das ganze, feige, heuchlerische Menschengeschlecht vernichten lassen, da hält ihn Ananke selbst gebieterisch davon zurück. Zeus erkennt, wie wenig die Menschen selbst an ihrer Natur schuld sind. Er will ihnen einen Menschen senden, der ein Feind der Lüge, der Heuchelei ist, ein rechter Widerbold aller Gemeinheit; er wählt ihn sorgfältig aus — es ist Herakles.

Spitteler, der ewig junge, ruht heute nicht. Wir wissen, dass er zur Stunde an einem köstlichen Werke arbeitet, einem grossen Epos „*Pandora*“. Möge es uns bald geschenkt werden.

Das lange Unbekanntsein hat ein jüngerer Dichter mit Spitteler geteilt: **Heinrich Federer**, den Widmann sogleich nach Erscheinen seines ersten Buches an die Seite Gottfried Kellers stellte. Er ist 1866 in Brienz geboren, hat Literatur und Theologie studiert. Einige Zeit war er dann Pfarrer im Toggenburg. Die Berge sind seine Liebe geblieben. Er war vierundvierzig Jahre alt, als seine „*Lachweiler Geschichten*“ erschienen, ein Buch, so keck und doch so bedacht geschrieben, und so launig erzählend, wie etwa die Leute von Seldwyla. Den Bergen hat er seinen Dank abgestattet in dem grossen Roman: „*Berge und Menschen*“. Er ist noch einmal auf ihre Schönheit zurückgekommen im „*Pilatus*“ und zum drittenmal hat er von ihren Bewohnern

erzählt in dem Leben der Pfarrköchin „*Jungfer Therese*“. Daneben aber binden ihn starke Fäden an Italien. Von den besten Italienbüchern sind aus der Schweiz hervorgegangen: von Jakob Burckhardt, C. F. Meyer und nun von Heinrich Federer. Seine kleine, ganz selten schöne

Novelle „*Sisto e Sesto*“ erzählt von den Schicksalen des grossen Papstes Sixtus V. (Sisto) und seines Halbbruders Sesto. Der Papst soll den Halbbruder zum

Tode verurteilen, weil er auf Raub ertappt wurde. Wunderschön ist es, wie Federer dieses böse



Heinrich Federer.

Ding zu gutem Ende führt. Für Italiens Volk und für seine Kunst hat er im letzten Werklein „*Das letzte Stündlein des Papstes*“ Worte innigster Verehrung gefunden.

Schon vor Federer hatten sich **Ernst Zahn, J. C. Heer, Jakob Bosshart, J. Jegerlehner und Meinrad Lienert** mit den Bewohnern der Berge beschäftigt. — **Ernst Zahn**, ursprünglich ein Zürcher, dann Bahnhofwirt in Göschenen, hat aus dem harten Gestein der Urnerberge seine Dichtungen herausgemeiselt. Heute lebt er wieder in Zürich. Ihm war aber rascher Aufstieg beschieden. Die Novelle „*Kämpfe*“ eröffnete die Reihe seiner Werke. Wir



Ernst Zahn.

heben nur die wichtigsten heraus, den stürmischen „*Erni Behaim*“, dann „*Albin Indergand*“, „*Herrgottsäden*“, „*Die Clari-Marie*“ und sein edelstes Werk „*Lukas Hochstrassers Haus*“. **J. C. Heer** errang mit seinen Dichtungen „*An heiligen Wassern*“ und „*Der König der Bernina*“ grosse Erfolge, die aber nicht andauernd waren. **Meinrad Lienert** ist auf Schwyzerboden gewachsen. Er ist mit **Josef Reinhart** einer der ersten gewesen, der die lange verschmähte Dialektdichtung wieder zu ihrem Rechte kommen liess. Seine „*Jodler vom Meisterjutzer*“ und „*'s Jutzlienis Schwäbelpjyfli*“ sind

währschaftes Heimatsgut. Die Schwyzerheimat spricht aus den „*Geschichten aus den Schwyzerbergen*“ und den „*Geschichten aus der Sennhütte*“. Von seiner eigenen Jugend erzählt er frohgemut in „*Das war eine goldene Zeit*“ und „*Das Bergspieglein*“. Und es mag über die Berge noch manch Gutes geschrieben werden, „*'s Heiwili*“ und „*'s Mirli*“ werden nicht verdrängt werden können. Knorrig, aber durchaus ehrlich ist **Jakob Bosshart**. Seine Erzählungen aus den Alpen „*Das Bergdorf*“ und „*Im Nebel*“, aber auch



Meinrad Lienert.



J. C. Heer.



Jakob Bosshart.

seine Kindergeschichten voll Wehmut werden noch zu wenig geschätzt, weil sie zu einfach, zu herzlich und zu schlicht sind.

Johannes Jegerlehner, ein Berner, ist ganz mit den Walliserbergen verwachsen. Er schrieb die Sagen der Walliser-sennen getreulich auf in „*Was die Sennen erzählen*“ und „*Am Herdfeuer der Sennen*“. Auch er ist ein Mann in reifen Jahren geworden, bevor seine grössern Romane erschienen: „*Aroleid*“, „*An den Gletscherbächen*“, „*Petronella*“. Mit der Erzählung „*Marignano*“ hat er das Schicksal der Schweizer in der Riesenschlacht von 1515 dargestellt, wie Jakob Bosshart, Konrad Falke und Hans Mühlestein. Der Roman gedeiht gut auf Schweizerboden. Besonders stark interessieren sich die Dichter für das Bauernleben. Felix Möschlins „*Königsschmieds*“, Hermann Kurz' „*Schartenmätteler*“ mögen als besonders bezeichnende Werke genannt sein. Ganz aus dem



Johannes Jegerlehner

Bauerntum herausgewachsen ist **Alfred Huggenberger**. Er ist als Bauernsohn 1867 in Bewangen geboren. Seine Jugendzeit kannte die harte Arbeit und die Not. Der Vater war nicht nur Bauer, sondern auch Fabrikarbeiter. Der junge Bauer schrieb zuerst zwei Schauspiele, „*Der letzte Landenberger*“ und der

„*Bauernkönig*“ von wenig bedeutendem Wert. Aber er feilte und arbeitete unaufhörlich an sich und seiner Dichtkunst; die Welt horchte auf, als die still versonnenen Gedichte „*Hinterm Pflug*“ als Verse eines Bauern erschienen. „*Weggefährten*“, „*Heimliches Glück*“, „*Wir Bauern*“, „*Das Knechtlein*“ erzählten vom Bauernwesen; er hatte ein wunderbar feines Empfinden für die Welt, die ihn umgab und er war stolz auf sein Bauerntum. Den soliden Erzähler zeigten die Bände „*Von den kleinen Leuten*“, „*Das Ebenhöch*“, „*Die Bauern von Steig*“, „*Dorfgenossen*“. Er stellte



Alfred Huggenberger

festen, zähen Bauerngestalten vor uns, ohne zu schmeicheln, aber mit herzlicher Liebe für das Leben des Landmannes. Er lebt heute in Gerlikon bei Frauenfeld.

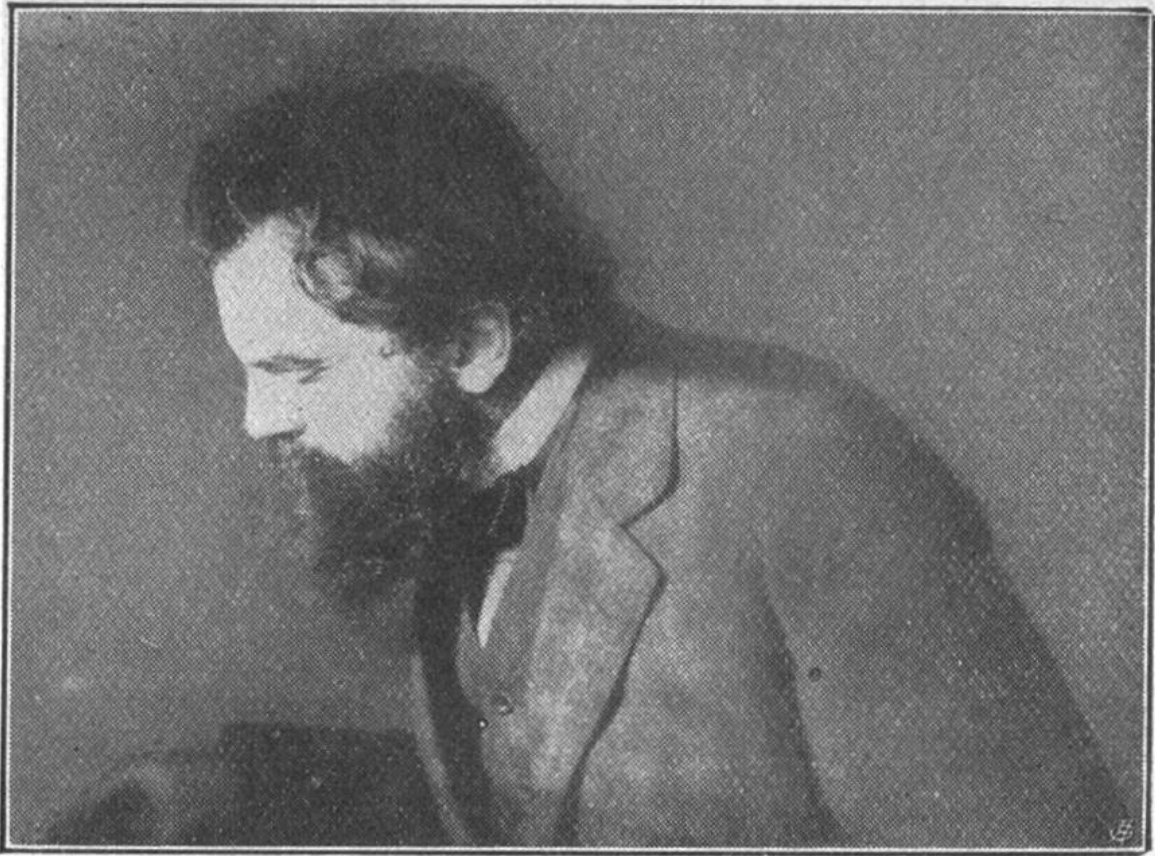
Paul Ilg hat im „*Das Menschlein Matthias*“ den Versuch unternommen, das Schweizervolk bei seiner Arbeit auch in den Fabriken zu zeigen. Das Buch, das ergreifend das Schicksal des Knaben Matthias darstellt, führt in die St. Galler Stickereistädte hinein; es gehört zum edelsten Gut der letzten Jahre. Die Schillerstiftung hat es in richtiger Erkenntnis mit dem Schillerpreise ausgezeichnet.

Scheinbar abseits steht heute **Adolf Frey**. Sein grosser Lehrer ist C. F. Meyer gewesen, sein Vater war Jakob Frey. Von Meyer hat er in den Gedichten gelernt, er ist härter geworden, aber dabei auch selbständig. Er hat die Berge in manchem stillen Lied besungen, daneben gelang ihm manche Ballade. Die Art seines Vaters nahm er in seinen Romanen auf, von denen besonders die „*Jungfer von Wattenwil*“ sich in die vergangenen Zeiten versetzt. Er hat auch die Lebensgeschichte C. F. Meyers liebevoll geschrieben. Den Roman des schweizerischen Künstlers hat **Walter Slegfried** in „*Tino Moralt*“ zu schreiben gesucht, den Vergleich mit dem „*Grünen Heinrich*“ hält aber das im übrigen tüchtige Werk nicht aus. **Fritz Marti**, der Redakteur der „Neuen Zürcherzeitung“, ist kürzlich gestorben. Er lebt in der No-



Adolf Frey

velle „*Schmerzenskinder*“ und in dem gross angelegten Roman „*Die Schule der Leidenschaft*“ fort. — Nicht immer glücklich war der Zürcher **Adolf Vögtlin**, doch verdient sein Buch „*Heinrich Manesses Abenteuer und Schicksale*“ ernste Beachtung. — Abseits vom Getriebe steht **C. A. Bernoulli**, einer der ernsthaftesten und bescheidensten Arbeiter. Der Theologenroman „*Lukas Heland*“, die geschichtliche Erzählung „*Der Sonderbündler*“, die Dorfgeschichte „*Die Ausgrabung von Wichern*“, all das ist gute, gesunde Kunst, unbekannt den Meisten, zu unserer Schande. Bernoulli aber hat das Volk doch auf sich aufmerksam gemacht mit seinem „*Festspiel für die schweizerische Landesausstellung in Bern 1914*“.



Fritz Müller

Ein launiger, unerschöpflicher, trotz seiner herzlichen Fröhlichkeit aber im innersten ernster Erzähler ist **Fritz Müller**. Er trat wie alle Schweizer spät auf. Aber was er nun in seinen reifen Jahren leistete, an kleinen Erzählungen, feinen Beobachtungen, das ist einfach erstaunlich. Als ob man einen Bach gestaut hätte, der nun plötzlich losbricht; auf Schritt und Tritt findet man etwas von ihm. Wir nennen von Sammlungen nur „*Kurze Hosengeschichten*“. Welch guter Rater er der Jugend ist, zeigt das kleine Geschichtlein, das wir im Schatzkästlein veröffentlichen.

Die Frauen haben sich in unserer Dichtkunst gemeldet. Schon zur Zeit Wielands lebte in Bern **Julie Bondeli**, die geistreiche Freundin Wielands und Rousseaus. Aus unserem Boden ist später **Johanna Spyri** (1827—1901) erwachsen, die mitten in die Flut der dümmsten Jugend-



Johanna Spyri



Lisa Wenger

schriften ihre gesunden Werke für die Jugend stellte. Der Dichterin von „*Heidis Lehr- und Wanderjahre*“, „*Grillis Kindern*“, „*Heimatlos*“, „*Aus den Schweizerbergen*“, „*Der Toni von Kandergrund*“ mag man stets dankbar gedenken. Gottfried Keller hat sie hoch geschätzt. — Kräftig ist das Buch von **Luise Meyer von Schauensee** „*Ein Sturm auf dem Vierwaldstättersee*“. Kleinere Novellen schrieb **Goswina Berlepsch** mit „*An Sonnengeländen*“. Sie greift zu höhern Arten mit dem Roman „*Jakobe*“, doch ist ihr auch manche gute Jugenderzählung zu verdanken. Eine vortreffliche Erzählerin für die Jugend ist **Lisa Wenger-Ruutz**, mit ihren beiden Büchern „*Wie der Wald still ward*“ und „*Das blaue Märchenbuch*“. In die Glaubenswirren führt uns der Roman von **Maja Matthey**, „*Die guten Willens sind*“; in ferne Länder schweift die vortreffliche Erzählerin **Grete Auer** mit den „*Marokkanischen Erzählungen*“. Durchaus edel bleibt die Bündnerin **Meta von Salls** in ihren Gedichten „*Aristokratika*“. Das Leben einer ihrer Vorfahren erzählt die Bernerin **Maria Waser** in „*Die Geschichte der Anna Waser*“, es ist einer der tüchtigsten Frauenromane unserer Zeit. Etwas weich und zu empfindsam sind die Geschichten von **Isabelle Kaiser**; sie wohnt in Beckenried, als Unterwaldnerin schreibt sie aber gleich gut deutsch und französisch. — Als tüchtige Arbeiterin und als verständnisvolle Jugendschriftstellerin hat sich **Hedwig Waser** erwiesen.

Die Dialektdichtung ist im letzten Jahrhundert unserm Volke nicht verloren gegangen. **J. P. Hebel** ist in Basel nie ganz vergessen worden. In Zürich schloss sich **Martin Usterl**



Maria Waser



Isabelle Kaiser

mit seinem „Vikari“ an ihn an, in Bern sorgte dafür der Sigriswiler Pfarrer **Gottlieb Jakob Kuhn** (1775—1849) in seiner prächtigen Weise. Er sang das rührende „*Han amen Ort es Blüemli gseh*“; er dichtete: „*Es trurigs Stüekli will i zelle*“, „*Der Ustig wott cho*“, „*Der Gemsjäger*“. Der Komponist Ferdinand Huber hat dazu die Melodien gedichtet, die heute noch viel gesungen werden. Der Signauer Schlosser **Christlan Widmer** liess sein trotzig frohes Liedlein tönen „*Niene geits so schön u lustig*“. Schon vorher hatte in Bern **Johann Rudolf Wyss**, der Jüngere (1781—1830) den Sinn für vaterländische Kultur geweckt. Ihm verdanken wir „*Rufst du mein Vaterland*“, die „*Idyllen*“, „*Volkssagen, Legenden und Erzählungen aus der Schweiz*“. Aber dieser Mann hat auch einen eigentümlichen Seitensprung getan. Nach den Aufzeichnungen seines Vaters hat er eines der beliebtesten Jugendbücher „*Der schweizerische Robinson*“ herausgegeben. In Baselland hielt **Jonas Breitenstein** das Interesse für Mundart wach mit den „*Erzählungen und Bildern aus dem Baselbiet*“, den Idyllen „*Der Herr Ehrli*“ und „*'s Vreneli us der Bluemmatt*“. In Solothurn waren es **Bernhard Wyss** und **Josef Schild**, der eine schrieb „*Schwyzerdütsch*“, der andere „*Der Grossätti us em Leberberg*“. Was bis dahin an Dialektdichtung vorhanden war, sammelte **Otto Suttermeister** in „*Schwyzerdütsch*“. Aber die guten Tage der Dialektdichtung kamen erst in unserer Zeit. Der Luzerner **Josef Roos** ging voran mit seinen Geschichtlein und Gedichtlein „*No Fyrobigs*“;

in Zürich sang der Professor **Adolf Frey** die Lieder „*Duss und underem Rafe*“. **Meinrad Lienert** jauchzte sein übermütiges „*Jutzlienis Schwäbelpfiffl*“. Einen Meister der Mundart, fröhlich und voll kecker Streiche, dann wiederum tief ernst, traurig und milde wie **J. P. Hebel** erzeugte das Solothurner Land in **Josef Reinhart**, der heute Professor an der Kantonsschule in Solothurn ist. „*Liedli ab em Land*“, „*Im grüene Chlee*“, „*Gschichtli ab em Land*“, „*Heimelig Lüt*“, „*Dr Meitligranitzler*“ sind seine besten Werke; er hat die „*ungelenke*“ Sprache ganz in seiner Gewalt. Sie klingt bei ihm voll und rund, sie wird biegsam und geschmeidig, wie man das vom „*harten*“ Dialekt nie erwartet hatte. Heute werden seine Lieder mit den Melodien **Casimir Meisters** viel gesungen. Anderer Art sind die witzgeladenen Verse des Baslers **Dominik Müller**, der als Redakteur des „*Samstag*“ seinen Baslern in fein geschliffenen Versen manches sagt, was sie nicht gerne hören. Ebenfalls aus Basel, allerdings aus der Landschaft ist **Margaretha Plüss**, die in „*Luschtigs und Truurigs*“ den Einfluss Hebels verrät. Die weiteste Entwicklung hat aber die Dialektliteratur im Bernerland genommen. Grosses hat hier **Otto von Greyerz** getan, der heute Lehrer in Glarisegg ist. In seinen berndeutschen Lustspielen steckt eine Fülle von liebevoller Beobachtung des Volkes, köstlichem Humor, dramatischer Schlagkraft. Er hat sie als „*Bärnerlüt*“ gesammelt herausgegeben. Sein Verdienst ist die grosse



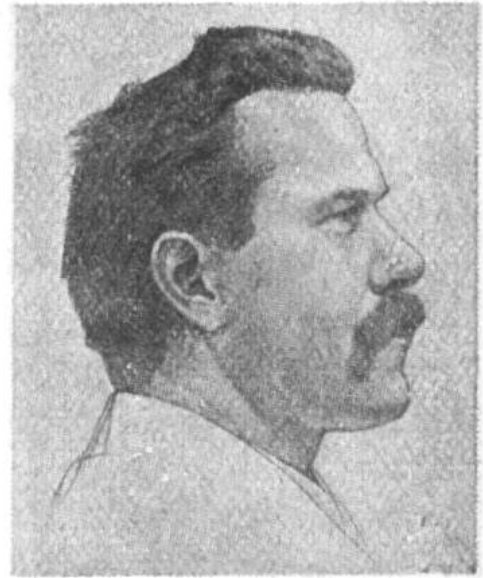
Josef Reinhart



Otto v. Greyerz



R. Müngers



Simon Gfeller

Volksliedersammlung „*Im Röseligarten*“; sie ist, von Bildern **Rudolf Müngers** begleitet, tief ins Volk eingedrungen, und sie ist heute würdig neben die Sammlung von **Arnim und Brentano**, „*Des Knaben Wunderhorn*“ zu stellen. Greyerz hat besonders die Stadtleute geschildert. Der eigentliche Dichter des altbernischen Patriziates ist aber **Rudolf von Tavel**, Redakteur am „*Berner Tagblatt*“. Ihm wird die altbernische Vergangenheit lebendig. Wie graziös ersteht das 18. Jahrhundert in „*Ja gäll, so geits!*“ Ernstere Klänge mischen sich im „*Houpme Lombach*“ und in „*Götti und Gtтели*“. Die trüben Zeiten des Bauernkrieges erwachen in „*Der Schtärn vo Buebebärg*“, Niklaus Manuels Zeit taucht auf in „*Gueti Gspane*“. — Das Bauernleben hat seine Schilderer gefunden in **C. A. Loosli**, der in „*Mys Dörfli*“ und „*Uese Drätti*“ an alten Volkssagen sammelte, was irgendwie wertvoll ist, und mit dem Gedichtbändchen „*Mys Ämmitaw*“, die Behauptung, die berndeutsche Sprache sei un gelenkig, gründlich widerlegte; dann aber besonders in dem Lehrer **Simon Gfeller** auf der Egg bei Lützelflüh. Er hat mit seinem Buche „*Heimisbach*“ ein Werk voll tiefer Heimatliebe, voll Ernst und voll Bewunderung für den selbständigen sichern Charakter des Bauern geschrieben. Otto von Greyerz sagte, das Buch gehöre zu denen, die den Glauben des Volkes an sich selbst aufbauen helfen.